

Der Hüterbub

Autor(en): **Dutli-Rutishauser, Maria**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **54 (1950-1951)**

Heft 24

PDF erstellt am: **06.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671117>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Hüterbub

Von Maria Dutli-Rutishauser

«Der wird's ewig nie zu einem rechten Sennen bringen,» schimpfte der Obersenn Theodul Vonmatten, als die Fremden den kleinen Hüterbuben lobten.

«Aber er ist so anständig und hat uns den Weg gezeigt, die Bergblumen erklärt ...»

«Ja, das kann er, doch ein rechtes Feuer unterhalten, eine Milch gut abrahmen und buttern, das kann er nicht. Grad gestern noch ist ihm sogar ein Stück Vieh verlaufen. Stundenlang haben wir's suchen müssen! Nein, zum Sennen taugt er nicht, ich will ihn nächsten Sommer nicht mehr einstellen.»

Die Fremden tranken ihr Glas Milch in der Alphütte und dachten an den kleinen braunen Jungen, der hier oben sicher kein leichtes Leben hatte. Der Meister schien ihn nicht zu verstehen.

Derweil hockte Johannes Taugwalder unter der Wettertanne auf der Alp. Dann und wann suchte sein Blick die Kühe und Rinder, die er hüten musste. Gott mochte wissen, wie schwer es war, von fünfzig Tieren immer genau sagen zu können, wo sie waren und was sie taten. Die Tufernalp war gross und gegen den Wald hin sehr steil. Früher schon waren Tiere erfallen in den Felsen. Darum musste er doppelt gut aufpassen — wenn noch einmal etwas passierte, hatte der Vonmatten gesagt, werde er ihn verjagen.

Der Hüterbub reckte die müden Glieder. Er sah es nicht, dass seine schmutzigen, vom vielen Laufen wunden Füsse auf lauter Blumen lagen — er starrte in das dunkelblaue Zelt des Himmels und nahm seine Schönheit nicht wahr. Angst krallte sich in sein Herz. Er fürchtete den Meister, den Abend und die Nacht, die sie so allein in der dumpfen Hütte verbringen würden. Der Vonmatten sprach dann kein Wort mit ihm und die Stille drückte einem die Seele zusammen.

Johannes dachte an die Fremden, die vor einer Stunde vorbeigegangen waren. Die hatten in ihm die alten Wünsche wieder aufgeweckt, die seine Mutter abgetan hatte mit den Worten: «Was denkst auch, Bub? So lang ich weiss, ist aus diesem Haus keines länger zur Schule gegangen. Wir sind arme Leute — schau zu, dass du auf der Alp dein Essen verdienst.» Da hatte ihn der Senn von der Tufernalp mitgenommen und ihn zu

seinem Hüterbuben gemacht. Johannes kam es vor, er sei nicht mehr als ein Tier, das dumpf und ohne Seele dienen müsse. Ein Leben lang würde das so gehen — erst als Bub, dann als Knechtlein, bis er eines Tages alt und verbraucht im Armenhaus endete wie viele im Tale.

«Du bist aber ein Gescheiter», hatte der Herr vorhin gesagt. Johannes tat das Herz weh. Was nützte es ihm, dass er gescheit war? Besser wäre es, zufrieden zu sein und nichts zu spüren von der geheimen Gewalt, die ihn fortziehen wollte zu den Menschen, von denen er lernen konnte. Zum Lernen brauchte es Geld, und er musste doch froh sein, in strenger Arbeit sein Essen zu verdienen. Die schöne Alp, von der die Fremden sich kaum trennen konnten, war ihm ein enges Gefängnis, ein lebenslängliches vielleicht!

Etwas in dem Buben bäumte sich auf. Warum gab es Leute, die alles hatten, was sie sich wünschten und daneben andere, denen nichts gehörte, die nicht einmal etwas lernen durften? Das war doch eine Ungerechtigkeit, gegen die man aufstehen sollte! Johannes erschrak. Was dachte er da? Gab es am Ende vielleicht doch einen Ausweg? Weit und gross sei die Welt ausserhalb dieses Tales — warum sollte da nicht ein Platz für ihn sein, wenn er ging?

Der braune Bub sprang auf. Verwundert schaute er umher. Herrgott, kein Mensch hinderte ihn, fortzulaufen. Wenn er dieses Leben einfach nicht mehr ertrug, blieb ihm doch der Weg in die Weite offen. Er konnte draussen auch schaffen und vielleicht Geld verdienen, mit dem er sich später das Leben zimmern wollte.

Johannes warf den Stecken von sich. Einen Herzschlag lang dachte er, was der Theodul wohl sage, wenn er am Abend ... Aber dann lief er über die blumige Alp, mitten durch den Wald von Alpenrosen, Männertreu und Steinnelken. Ihn schien in der Ferne etwas zu erwarten, dem lief er entgegen mit stürmendem Verlangen.

Wo aber der schmale Weg abzweigt, stockte Johannes Taugwalder. Da stand mit bimmelndem Glöcklein die braune Ziege, die er von daheim auf die Alp mitgebracht hatte. Es war Mutters Tier — es näherte winterlang die Familie. Johannes wollte vorüber. Doch der Ziege gutmütige

Augen bannten ihn. Der Blick des Tieres ging ihm zu Herzen. «Was denkst du, Bub?» schien es zu fragen. Und die kleine Hütte stand vor Johannes auf, die arme Mutter — und er dachte an das Leid, mit dem er sie treffen würde, wenn er ginge.

Müde, wie ein alter Mann, schlich der Bub zurück. Die Zähne hart verbissen, lehnte er sich dann an den verwitterten Stamm einer Arve und hatte Mühe, die Tränen zu verhalten, die ihm um den schönen Traum seines jungen Lebens kommen wollten.

Die Kunst, eine Himmelsgabe

Das Wort stammt von Schiller. Er hat um sie gewusst wie kaum ein anderer. Er hat ihr gelehrte Abhandlungen gewidmet, und was viel bedeutsamer ist: er hat sie besessen in seinem ganzen Wesen, sie war ein Stück seiner Seele, seines Herzens.

Die Kunst kommt aus Sphären zu uns, die nicht der kärglichen Wirklichkeit angehören. Göttlicher Odem umhaucht sie. Wer taube Ohren hat, hört sie doch, der Blinde sieht sie und fühlt sie, und wessen Herz nicht aus Stein ist, wird zu ihr hingezogen.

Eine Zeit, die uns so hart zu schaffen macht wie die heutige, die geladen ist von Gefahren und Gewittern, macht uns empfänglicher für sie. Sie führt uns hinweg aus der Not, sie macht uns die Mühsal vergessen, und wenn's auch nur für Stunden oder selige Augenblicke ist, sie ist uns Trost und Erhebung.

Es ist kein Zufall, dass heute die Menschen mehr als je sie aufsuchen, die Galerien durchwandern und die Konzertsäle füllen. Sie wollen dem Alltag entfliehen in ein Reich, wo kein Kampf, nicht Neid und Hass sich breitmachen, wo Ruhe, Genugtuung und Freude daheim sind.

Freude! Und von edler Art ist sie. Nicht so laut und lärmend wie im Jubel des jauchzenden Volkes, nicht so ausgelassen wie auf dem Tanzboden der kirchweihlustigen Jugend, nicht so ungebärdig wie an den Wirtstischen zu Stadt und Land.

Die Freude, die ich meine, ist innere Sammlung, Zufriedenheit mit den Dingen dieser Welt, Ruf und Stimme einer Kraft, die uns stark und glücklich macht.

Oh, mancherlei Freude gibt es. Solche, die hinunter und solche, die hinaufzieht. Echte Kunst führt empor. Sie bringt uns den Menschen näher, sie weckt die schönsten Regungen in uns und führt uns zu Wesen, deren höhere Art wir spüren.

Die Künstler leiden an der Härte des Daseins. Sie ringen ums Brot. Sie haben nicht Ruhe, bis ihre

Träume verwirklicht sind, bis der Maler sein Bild gemalt, der Musiker eine Symphonie vollendet, der Dichter seinen Roman geschrieben hat. Sie wissen wohl: die grosse Menge kümmert sich nicht um sie. Sie will, was in die Augen springt, was mit Posaunen schallt und was Erschütterungen und Sensation verspricht.

Doch der Künstler lässt sich nicht zwingen und beugen durch die Wünsche und Ansprüche der vielen. Liegt dann das Werk fertig vor ihnen, erfüllt sie eine Freude, die mehr wiegt als der Beifall der Tausende und der klingende Lohn. Sie sind sich selber treu geblieben und haben ihren Idealen kein Opfer gebracht.

Der grössten Freude aber und des grössten Dankes werden sie teilhaftig, wenn ihre Gedanken und Werke sich im Einklang befinden mit dem Volke. Wenn die Lieder in der Heimat wie in der Fremde gesungen werden, wenn sie eingehen ins Kulturgut der Menschen, von jung und alt, und erst recht, wenn sie aus der Vergangenheit kommen, in der Gegenwart lebendig geblieben sind und eingehen in die Zukunft.

Das ist Volkskunst herrlichster Art.

Doch gelingt es dem einen und andern Künstler nicht, Fuss zu fassen in seiner Heimat, in seiner Zeit, mag er sich trösten, dass das Urteil der Gegenwart nicht ewige Gültigkeit besitzt. Was einer vergangenen Epoche noch seltsam, ja unbegreiflich klang, wird in späteren Dezennien oder Jahrhunderten auf einmal lebendig. Künstler, die ihrer Zeit vorausgeeilt, erleben eine ungeahnte Auferstehung. Dass ein Beethoven, ein Bruckner erfahren könnten, wie die Nachwelt sie feiert! Ihre Mühe, ihr Ringen ist nicht umsonst gewesen. Die Freude und der Dank aller, die nach ihnen gekommen sind, mögen laut werden vor dem höchsten und ewigen Richter, der an keine Zeit und keine Grenzen gebunden ist.

Ernst Eschmann